

Körper möglichst dünn, Eut die moderne Kuh arbeitet e ihre gesamte Energie in di

Nun, da es wieder still ist um die Bauern, ist es an der Zeit, über Kühe zu reden. In den vergangenen Wochen druckten Zeitungen Überschriften wie *Milchbauern im Jammer-tal* und *Licht aus in allen Stäl-len*. Das Fernsehen zeigte traurige Männer in Arbeitshosen, die wegen der niedrigen Milchpreise ihre Höfe stilllegen mussten. Vor dem Brandenburger Tor standen Tausende leere Gummistiefel – eine Protestaktion verzweifelter Landwirte. Am Ende versprach der Landwirtschaftsminister den Milchbauern mindestens 100 Millionen Euro Soforthilfe. Der Beschluss wurde verkündet wie ein Rettungspaket, wie eine Problemlösung. Die Wörter Milch und Bauer verschwanden wieder aus den Überschriften der Zeitungen. Dabei hat sich wenig geändert: Noch immer kann sich ein Landwirt von dem Geld, das er für einen Liter Milch bekommt, kaum eine Flasche Mineralwasser kaufen. Die Not der Bauern ist nicht vorüber. Sie hat nur an Lautstärke verloren.

Mich hat das alles an Olga erinnert. Und an einen Sonntagmorgen vor fast 40 Jahren.

Olga war eine Kuh, meine Lieblingskuh. Ich bin auf einem Bauernhof in Ostwestfalen aufgewachsen. Als ich klein war, lebten bei uns 30 Hühner, 40 Schweine, mehrere Katzen, ein Pony sowie 25 Kühe und ihre Kälber. Das klingt wie Bullerbü, und genauso war es auch. Olga hatte ich so gern, weil mein Vater sagte, sie sei von allen unseren Kühen die frommste. Olga mochte es, wenn man sie zwischen den Hörnern kraulte, immer guckte sie so lieb und geduldig. Ihre Mutter war die erste rotbunte Kuh in unserem Stall, aber Olga war schwarz-weiß gefleckt wie die anderen. Sie war schon so lange bei uns, wie ich denken konnte, und ich dachte, sie würde für immer bleiben.

An einem Sonntag Ende der siebziger Jahre, ich war damals acht Jahre alt, schnappte ich am Frühstückstisch auf, dass mein Vater unsere Kühe abschaffen wollte. Schon damals funktionierte der Milchmarkt in Europa nicht richtig. Die Bauern verdienen besser als heute, aber nur, weil die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (EWG), aus der später die Europäische Union hervorging, den Molkereien riesige Mengen Milchpulver abkaufte und sie einlagerte. Zu jener Zeit kamen Schlagwörter wie »Milchsee« und »Butterberg« in die Welt. Um den Milchüberschuss

zu verringern, bot die EWG den Bauern Geld dafür, wenn sie mit dem Melken aufhörten. »Nichtvermarktungsprämie« hieß das. Mein Vater entschied sich, das Geld, ein paar Zehntausend Mark, anzunehmen und die Kühe wegzugeben.

Als ich das hörte, brach ich in Tränen aus. Meine Eltern schalten mich. Die siebziger Jahre waren keine Zeit, in der Landwirte Gefühle zeigten. Für mich aber war es unfassbar: Ich würde nie mehr zugucken, wie mein Vater ein Kalb aus Olgas Bauch zieht. Nie mehr auf ihrem Rücken reiten. Nie wieder im feuchten Morgengras zwischen den Kühen herumstreifen.

Mein Protest blieb wirkungslos, die Kühe wurden verkauft, Olga kam zum Schlachter. Meine Mutter arbeitete nicht in der Landwirtschaft, sie war Lehrerin, das machte den Schritt leichter. Und doch war es eine Niederlage, der Anfang vom Ende einer mindestens 300 Jahre alten, urkundlich verbrieften Familientradition. Fortan mästete mein Vater Bullenkälber, später verpachtete er sein Land und schloss den Kuhstall. Heute steht der Stall leer, und die Melkkammer ist zugewachsen.

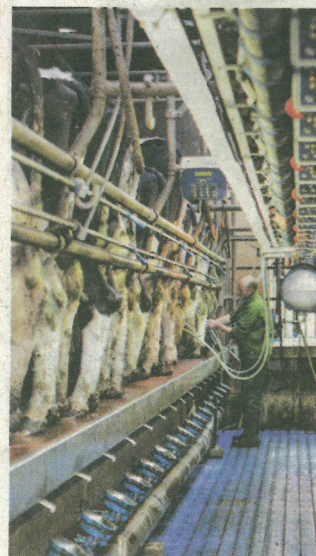
Mein Vater hatte seinen Bauernhof so geführt, wie es damals üblich war. Im Winter standen die Kühe im Stall, den Sommer verbrachten sie auf der Weide. Jeden Morgen und jeden Abend fuhr mein Vater mit dem Trecker die zwei Kilometer zu ihnen hinüber. Die Kühe trotteteten zum Futterwagen, und während sie das geschrotete Getreide fraßen, das von unseren eigenen Feldern stammte, schloss mein Vater eine Vakuumpumpe an die Zapfwelle des Tractors an, die für Unterdruck in den drei Melkgeschirren sorgte. Viel Aufwand für ein paar Liter Milch.

Ließ sich das nicht rentabler gestalten?

Das war der Gedanke, den Bauernfunktionäre und Agrarpolitiker damals entwickelten: Sie wollten die deutsche Landwirtschaft verbessern, sie wollten optimieren und technisieren, so wie es der Rest der deutschen Wirtschaft nach dem Zweiten Weltkrieg vorgemacht hatte. Im Automobilbau zum Beispiel waren die Deutschen zu Weltmarktführern aufgestiegen. Deutsche Ingenieure hatten Produktionsverfahren erdnenen, die überall bewundert wurden.

Es ging um das Wunder der Effizienz. Die Effizienz hatte die Autounternehmen reich gemacht.

Den Milchunternehmen kann das auch gelingen, sie müssen nur anders wirtschaften! Das war die Zukunftsvision, die meinem Vater und den anderen Bauern in den siebziger Jahren ausgemalt wurde. Bauernfunktionäre wie der CSU-Politiker



Auf seinem Hof in Ostfriesland Habbena 200 Tiere. Ein Coi Leistungskraft je

ick -
eck
tion



ster
die

Otto Freiherr von Feury riefen die Republik damals dazu auf, den Beweis zu liefern, dass eine »rationelle Landbewirtschaftung« möglich sei.

Ostfriesland, Frühsommer 2016. Der Bauernhof der Brüder Habbenas steht ganz am Rand von Deutschland, dort, wo die Ems in die Nordsee mündet und hinter dem Wasser die Niederlande beginnen. Peter Habbenas, Mitte vierzig, blaue Augen unter blauer Wollmütze, hat nicht 25 Milchkühe wie mein Vater früher, sondern 200. Habbenas melkt sie mit einem »20er swing-over side-by-side Melkstand«, einer Art begehbaren Maschine, in die 20 Kühe gleichzeitig hineinpassen, zehn links und zehn rechts. Jedes Tier trägt einen Chip am Halsband. Computergesteuerte Futterautomaten teilen den Kühen während des Melkens eine individuell abgestimmte Menge an Kraftfutter zu: Energie für die Milchproduktion. Eine Roboterstimme sagt »Nummer 147 langsam«, damit Peter Habbenas weiß, bei welcher Kuh die Milch nicht so schnell strömt wie bei den anderen.

Habbenas muss nur noch die Melkbecher über die Zitzen stülpen. Ist das Euter leer, fallen die Becher von alleine ab und werden automatisch desinfiziert. Sobald alle Kühe im einen Gang fertig sind, öffnet sich das Gitter, und die nächste Gruppe ungemolkener Kühe drängt nach, während Habbenas den Kühen im anderen Gang die Melkbecher anlegt. Hat er das erledigt, wechselt er die Seite. So geht das zwei Stunden lang, in denen die Melkmaschine unentwegt pulsiert, links Kühe, rechts Kühe, bis alle Tiere gemolken sind.

In den Autofabriken von heute gleiten Roboterarme über Fließbänder, und alle paar Minuten ist ein neues Fahrzeug fertig. Auf den Bauernhöfen reicht die Modernisierung noch weiter. Man findet dort nicht nur neue Maschinen, sondern auch neue Kühe.

Die Kühe der Habbenas, Nummer 1 bis Nummer 200, sind schwarz-weiß gefleckt, genau wie damals meine Olga. Trotzdem sehen sie anders aus. Olga war klein und rund. Die Kühe der Habbenas sind groß und knochig.

Olga war ein sogenanntes Deutsches Schwarzbuntes Niederungsgrind. Sie konnte Milch geben, und sie konnte Fleisch ansetzen. Die Habbenas dagegen haben Holstein-Friesian-Kühe, auch HF-Kühe genannt. Das ist eine moderne Rasse, die in Amerika aus den alten norddeutschen Holstein-Kühen gezüchtet wurde. Egal, wie viel Futter HF-Kühe bekommen, sie setzen kaum Fett an. Sie wenden ihre gesamte Energie auf, um Milch zu erzeugen.

Olga brachte es auf 5000 Liter Milch im Jahr. Damit gehörte sie schon zu den guten Kühen bei uns im Stall. Eine durchschnittliche Kuh der Habbenas gibt über 8000 Liter Milch pro Jahr. Das sind 60 Prozent mehr Ertrag. HF-Kühe stehen heute in den Ställen der meisten deutschen Milchbauern. Das Schwarzbunte Niederungsgrind, wie Olga eines war, gilt dagegen als bedrohte Rasse. Die deutschen Bauern haben ein scheinbar veraltetes Produktionsmittel aussortiert und durch ein vermeintlich leistungsfähigeres ersetzt.

Auf dem Hof der Habbenas ist die Vision der Agrartheoretiker der siebziger Jahre Wirklichkeit geworden. Und in Tausenden anderen landwirtschaftlichen Betrieben auch. Aus Bauernhöfen sind Fabriken geworden, die Milch produzieren, so wie Autofabriken Autos herstellen, auch wenn man spürt, dass die Habbenas zu ihren Kühen ein anderes Verhältnis haben als Fabrikarbeiter zu ihren Schrauben.

Die meisten Bauern haben die Veränderung als Fortschritt wahrgenommen, und das mit Recht: Wer 20, 30 Jahre lang jeden Morgen und jeden Abend mit dem Melkgeschirr unter seine Kühe gekrochen ist, der weiß einen modernen Melkstand zu schätzen, in dem er auf Euterhöhe aufrecht stehen kann. Und wer so viele Ställe mit der Hand ausgemistet hat, dass er Schwielen und krumme Finger bekam, der liebt seinen Hoflader.

Es gibt hierzulande heute etwa 70 000 Milchbauern. Würden sie sich zu einem einzigen Unternehmen zusammenschließen, hätte diese Milch AG in Deutschland ungefähr so viele Mitarbeiter wie die BMW AG. Die Frage ist, warum es BMW gelingt, Milliardengewinne zu erwirtschaften, während die Milchbauern trotz Hightech vor dem Ruin stehen.

Warum sieht die Gegenwart der Bauern anders aus, als es ihnen versprochen wurde? Warum ziehen sie verzweifelt vor das Brandenburger Tor?

Einen ersten Hinweis findet man im Computer von Peter Habbenas. Der Rechner steht im Nebenraum des Stalls, nur ein paar Schritte von den Kühen entfernt. So wie der Leiter einer Autofabrik per Tastendruck die Daten seiner Produktionsstraßen abrufen kann, so hat Peter Habbenas hier Tausende Informationen über seine 200 Kühe gespeichert. Wie viel Milch jede von ihnen gibt, wie viel Kraftfutter er ihr zugeteilt hat, welche Krankheiten sie hatte, ob er sie gekauft oder selbst gezüchtet hat. Und natürlich auch, wann sie geboren wurde.

Fortsetzung auf S. 12

